

Matthias Claudius:

Gedanken unterm Mond

Spätestens seit den Gedanken des Reimarus über eine Religion, die sich nicht gegen den Verstand richten dürfe, und der Diskussion darüber, die ja zu einem der berühmtesten Schriftwechsel der Weltliteratur geführt hat, ist klar: Zur Zeit der Aufklärung sitzt Gott auf gepackten Koffern. Wo immer Theologen heute glauben, ihm ein Domizil verteidigen zu müssen, durchleuchtet morgen der Verstand dieses Terrain und führt das „Numen tremendum et fascinosum“ auf natürliche Ursachen zurück. Diese Entwicklung hat Gotthold Ephraim Lessing nicht gewollt, als er die Fragmente des Reimarus veröffentlichte, deren Inhalte er übrigens durchaus nie geteilt hat.

Lessing hat klar am Christentum als Offenbarungsreligion festgehalten und gesagt: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! – Ich fiele ihm mit Demut in die Linke und spräche: Gib Vater, der reine Wahrheit ist für dich alleine!“

Doch solch eine Bescheidenheit kann nur einem großen Geist entspringen. Aber so große Geister sind selten zu und nach Lessings Zeiten, besonders in den Reihen von Theologie und Kirche. Dort prägen vor allem zwei Richtungen das Geschehen: Die Orthodoxie des 16. und 17. Jahrhunderts wirkt nach. Die Bücher über Glaubensinhalte werden immer dicker, doch ihre Inhalte verstehen es nicht mehr, die geistige Elite in Deutschland zu interessieren, geschweige denn zu begeistern.

Noch einmal versucht sich die Wolffsche Schule an einem geschlossenen philosophischem Weltbild, doch der Rest der Welt lacht darüber, die Moderne formuliert ihre Anliegen in Programmen und Reformschriften, proklamiert das, was später das bürgerliche Zeitalter genannt werden soll. Die zweite Richtung faßt die Gedanken der Aufklärung zusammen. Für sie steht das Praktische, das Nützliche und Einfache im Vordergrund. Die eine Wahrheit, wenn es sie denn gibt, muß einfach sein, fordern die Aufklärer. Reduktion ist deshalb angesagt, und das gilt ganz besonders für die Lehre. Die Vielheit der Glaubenssätze *muß* „auf den Punkt gebracht werden“, wie es heute heißen würde. Neben diesen beiden Hauptrichtungen gewinnt eine dritte Denk- und Glaubensweise an Boden, nämlich der Pietismus. Er hat viele Gesichter, gleitet hier ins Schwärmertum ab, fordert dort geradezu asketische Lebensweise wie in der Herrnhuter Brüdergemeinde.

Den großen Zeitgeist gibt es also in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht, doch im theologischen Bereich gibt es eine Grundrichtung: Weg von den Spitzfindigkeiten des verselbständigten Geistes! In dieser Grundrichtung schwimmt Matthias Claudius nicht mit. Der „Wandsbeker Bote“, wie ihn Nachgeborene unter Hinweis auf seine journalistische Tätigkeit nennen, spitzt Feder und Geist, um sowohl Glaubensinhalte als auch kirchliche Strukturen zu retten. Mitten im Siegeszug der Aufklärung und den eher platten Antworten der Deisten und Pietisten gibt es ernste Stimmen, die einerseits vor Überschätzung der Vernunft, andererseits vor schwülstiger Gefühlsüberlastung des Glaubens warnen. Matthias Claudius erinnert an den schlichten Glauben der Väter. Er widersteht der alten wie der neuen pietistischen Lehre und findet sein Publikum nicht zuletzt deshalb, weil er nicht die theologische Begrifflichkeit seiner Zeit aufgreift, sondern unbekümmert und aus innerstem Herzen die Sprache des Volkes spricht. Dem Hochmut der Vernünftler stellt er die Demut des

Christen gegenüber, der Diesseitigkeit des Nützlichkeitsmenschen die Jenseitigkeit des Gläubigen. Claudius findet festen Grund in seinem ganz persönlichen Glauben an Jesus Christus. Er ruft seine Botschaft in eine Welt, deren Rasanz kaum Zeit läßt zum Atemschnöpfen und zum Verweilen:

Die französische Revolution wirft einerseits ihre wunderbaren Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit über Europa, doch zugleich gießt sie einen riesigen Schwall von Blut über das Land. Im Inneren wird an den Fundamenten des Denkens gerüttelt:

„Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“, posaunt der große Philosoph Immanuel Kant von Königsberg aus vollmundig in deutsche Lande. Nun erfährt sich der Mensch selbst als ordnende Kraft in der Natur, braucht sich in seinen Gedanken nicht mehr zu bescheiden in jenen Grenzen, die ihm bislang der Glaube setzt. Hat noch bis vor kurzem das Christentum eine Klammer für alles Denken gebildet, so bricht jetzt der große Konflikt zwischen Glauben und Denken überdeutlich auf, und er wird nicht nur in den Gelehrtenstuben diskutiert, sondern auch in Zeitungen, in den literarischen Salons des Bürgertums, in den Offizierskasinos der Kasernen und sogar auf der Straße.

Dieses Denken vom Menschen her als dem Beherrscher der Welt - Kant sagt: „Der Mensch schöpft seine Gesetze nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor!“ – macht nirgendwo mehr halt, erobert das Weltall, ventiliert auch die Frage, ob es denn überhaupt einen Schöpfer geben könne oder müsse. Sinnbild des aufgeklärten Menschen ist Doktor Faust geworden, der nicht erst seit Goethes gleichlautender dramatischer Schöpfung für das Programm des freien Geistes steht. „Zwar weiß ich viel, doch will ich alles wissen!“ – Doch es geht nicht nur ums Wissen, es geht auch ums Schaffen, wie Goethe seinen „Prometheus“ sagen läßt: „Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz?“

Im Gespräch mit Gott läßt Goethe seinen Helden fortfahren:

„Hier sitz ich, forme Menschen
nach meinem Bilde,
ein Geschlecht, das mir gleich sei,
zu leiden, weinen,
und zu freuen sich
und dein nicht zu achten,
wie ich!“

Nein, das kann Matthias Claudius nicht unterschreiben, 1740 im Dorf Reinfeld in Holstein zwischen Kiel und Lübeck als vierter Sohn eines lutherischen Pfarrers geboren und 1815 im damals dänischen Wandsbek, heute einem Hamburger Stadtteil, gestorben. Seine Ahnen väterlicherseits sind seit dem ausgehenden Reformationsjahrhundert Theologen im schleswig-holsteinischen Lande. Seine Mutter ist die zweite Ehefrau des lutherischen Pastors Matthias Claudius in Reinfeld und stammt aus einer Ratsherrenfamilie in Flensburg.

Nach Abschluß der „Öffentlichen Evangelisch-Lutherischen Lateinischen, auch Schreib- und Rechen-Schule“ im nahen Plön studiert Claudius in Jena Theologie, Jura und Kameralwissenschaften – das wären heute etwa die Fächer Volks- und Finanzwirtschaft –, legt jedoch Zeit seines Lebens kein Examen ab. Höchst aufmerksam beobachtet er die geistige und geistliche Entwicklung seiner Zeit, und so eignet er sich während seines Studiums umfangreiches Wissen an. Als er für ein Jahr als Sekretär für den Grafen Holstein in Kopenhagen tätig ist, lernt er Friedrich Gottlieb Klopstock (1724 – 1803) kennen und

schätzen, versucht sich nach seinem Muster mit eigenen Verserzählungen und bringt ein Bändchen mit dem Titel „Tändeleien und Erzählungen“ heraus.

Durch Klopstock hat Claudius im Juni 1768 die Stelle eines literarischen Redakteurs bei den „Adreß-Comptoir-Nachrichten“ in Hamburg bekommen. Aus diesem Zufallsjob wird eine Lebensaufgabe. 1770 nimmt er eine Redakteursstelle in Wandsbek an, und dort schreibt er für die viermal wöchentlich erscheinende Zeitung „Der Wandsbeker Bote“. Diese Zeitung wird von dem Hamburger Verleger Johann Joachim Bode herausgegeben und von Claudius geschrieben und redigiert. Der Herr des Gutes Wandsbek, Freiherr Heinrich Karl von Schimmelmann, hatte das seit 1745 erschienene Skandalblättchen mit viel Klatsch und Tratsch über die Hamburger Gesellschaft übernommen und bei Verleger Bode einen tüchtigen Redakteur angefordert. Der schickt Claudius nach Wandsbek und übernimmt selbst die kleine Zeitung. Von Schimmelmann gilt als aufgeklärter Geist mit hohem sozialem Engagement. Bode und Claudius wissen also, was der Freiherr von ihnen erwartet.

Von Anfang an geht die Arbeit von Matthias Claudius weit über das hinaus, was von einem Lokalredakteur erwartet werden darf. Denn er setzt sich mit den gerade geschilderten geistigen und geistlichen Strömungen seiner Zeit auseinander, berichtet daneben über Politik aus dem nahen Hamburg, hat zu glossieren, zu kommentieren, nicht zuletzt auch zu unterhalten, wagt es bisweilen auch zu kritisieren. Dazu macht er Gedichte, schreibt Fabeln, Glossen, Kritiken und schildert nicht zuletzt Erlebnisse aus dem eigenen Familienkreis.

Seine Familie, insbesondere aber seine Ehefrau Rebecca, liebt er über alles. 1771 hat er um die Hand der Rebecca Behn geworben, am 15. März 1772 heiratet er sein „holdes Bauernmädchen“, das ihm im Laufe der Ehe zwölf Kinder schenkt.

Die hohe Wertschätzung der Familie kommt nicht von ungefähr. Claudius sieht sie als stabiles Element in einer entwurzelten Zeit, sieht in ihr das Fundament einer künftigen staatlichen Ordnung. Bald übertragen die Leser den Titel ihrer Zeitung auf den Schreiber. Claudius wird zum „Wandsbeker Boten“, und er macht nun keinen Hehl aus seiner Haltung gegenüber Philosophie, Theologie und Kirche::

Höher als alle vielgepriesene Vernunft achtet er die „Armut des Geistes“ und ein „demutsvolles Herz“ – und das unter einem aufgeklärten Patron! Doch Claudius wird in dieser Rolle nie zu einer Art frommer Träne, er schärft seine Waffen des Geistes und des Gefühls, das für ihn zum Menschsein dazugehört und auf das die aufgeklärten Geister gar zu leichtfertig verzichtet haben.

Als Publizist tritt er für Thron, Altar und Erhaltung bestehender Strukturen ein, steht also hinter der landesherrlichen Obrigkeit, die ja nach Luther durchaus auch einen göttlichen Auftrag hat. Claudius schreibt und kommentiert höchst unkonventionell, spart mitunter auch nicht mit Kritik an den Herrschenden, nimmt aber vor allem die aufgeklärten und die orthodoxen Geisteswissenschaftler aufs Korn.

Die gütige Vatergestalt, die Claudius für sich in Gott entdeckt hat, hilft ihm über viele Schwierigkeiten seines Lebens. Als sein erster Sohn Matthias nur wenige Stunden nach der Geburt stirbt, merkt er spätestens, daß ungetrübtes Glück nicht zu haben ist auf der Welt. So freundet er sich mit dem Tod an, spricht mit ihm und freut sich darauf, „wenn Freund Hain mit der Hippe kommt“. Nach einer fast tödlichen Krankheit genesen, winkt er gleichsam dem Tod zu, der sich langsam aus dem Krankenzimmer schleicht: „Und wenn du wiederkommst, später oder früher, so lächle wieder, Freund Hain!“

Natürlich ist Claudius in ganz besonderer Weise dem Leben zugetan, auch der Liebe. Seine Frau Rebecca vergöttert er auch noch im Alter, als sei sie noch das junge Mädchen mit den blauen Augen dem *Gesicht* „weiß und rot, und alle wir Knaben buhlten um sie“, wie er schreibt. In seinen Briefen heißt es: „Mein trautes, herrliches Weib“ oder „Du meine Seele, gold Rebecca, ich bleibe Dir, was ich von Anfang an war, als ich Kundschaft von Dir erhielt.“

Seinem Freund, dem Weimarer Generalsuperintendenten Gottfried Herder, gesteht er unfreiwillig-komisch: „Mir glühen oft die Fußsohlen für Liebe!“ Zwölf Kinder schenkt ihm sein „geliebtes Bauernmädchen“, und an seinen Familienfreuden läßt er auch die Leserschaft teilhaben. Nur gut 300 Exemplare werden vom „Wandsbeker Boten“ regelmäßig gedruckt, doch die Zeitung und ihr Schreiber ist in ziemlich allen deutschen Landen bekannt. Kündigt sich mal wieder Nachwuchs an, so verbreitet der Vater diese Nachricht mit höchstem Vergnügen: „Mein liebes gutes Bauernmädchen hat wieder einen runden Leib. Zwei Mädchen gehen schon auf Gottes Erdboden herum, und ein Knabe liegt darin, und dabei bleibt's noch nicht, wenn man dem Bauernmädchen so nahe ist.“

Es wird wieder eine Tochter, und Claudius dichtet:

Ist ein holder Knabe, er,
als ob er's Bild der Liebe wär.
Nur eines fehlt dir, lieber Knabe,
eins nur: daß ich dich noch nicht habe!

Über die neue Tochter tröstet er sich rasch: „Man muß vorlieb nehmen, sonst ist's aber eine herrliche Art Mädchen, die meine Frau gebiert.“

Nicht von ungefähr werden all diese Details geschildert, denn aus diesen vielen einzelnen Mosaiksteinen wird deutlich, wie wichtig für Claudius die Familie als lebendige Mitte ist, aus der heraus er alles um sich herum betrachtet. Eben auch die aufgeklärte Philosophie und den Idealismus, den er folgendermaßen auf seine spöttische Kimme nimmt:

Mit Ehr' und Reverenz gesprochen,
So ist in der Philosophie
Der Deich auch heuer durchgebrochen,
Und neues Licht weht frank und frei.
Scheint eine Art von Mondenlicht;
Es flimmert so und wärmet nicht.

Sonst ließ man sich Erfahrung leiten.
Prüft' und bewährte dran sein Licht;
Jetzt kann man's ohne sie bestreiten
Und setzt, was sein kann oder nicht.
Was sie nicht seh'n von vornherein,
Darf sich nicht untersteh'n zu sein.

Mit leichter Hand verteilt Claudius hier die Ohrfeigen an die abgehobenen Denker seiner Zeit. Auf dem Sterbebett verrät er seinem ältesten Sohn Johannes später das Geheimnis seiner liebevollen Kritik: „Sage nicht alles, was Du weißt. Aber wisse immer, was Du sagst. Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen. Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und

wärmt, wenn sie auch nicht rede.“

Natürlich leistet Claudius auch einen ganz eigenen Beitrag in der Frage, was denn nun Religion eigentlich sei. Er schreibt: „Wenn in einer Religion überhaupt Wahrheit wohnt, so wohnt sie in ihren verhüllten Punkten und Rätseln. Die Vernunft kann über Neben- und Außenwerke der Religion, über religiöse After- und Trug-Gemächte usw. urteilen; sie kann Menschen, die es nicht besser wissen, durch Einwendungen und Zweifel irre machen; aber die Religion selbst, ihr Wesen und Geheimnis kann sie nicht treffen. Das liegt ja nicht innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft und bleibt bei allem, was diese sagen und tun kann, unverletzt, wie die Sonne hinter der Wolke, die durch die gegen sie abgeschossenen Pfeile nicht beleidigt wird und großmütig fortfährt, auf den Schützen zu scheinen.“

Allein die Wortwahl läßt erkennen, daß Claudius die berühmten Denker gelesen hat. Lessing, Kant und andere haben sich über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft ausgelassen, haben gefordert, daß sich Erkenntnis am „Probierstein der Erfahrung“ als echt erweisen müsse, Klopstock hat von der Sonne gedichtet, deren warme Strahlen der ganzen Welt gelten.

Seine Kritik an Lessings Entwurf einer “Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft” setzt Claudius in Verse. Auf diese Weise entsteht ein wunderschönes Lied, das heute zur Weltliteratur zählt und in der Vertonung des Lüneburger Komponisten Johann Peter Abraham zu den schönsten Abendliedern zählt: „Der Mond ist aufgegangen.“

Deshalb sei auf dieses Lied detailliert eingegangen, das viel mehr als eine romantische Schnulze ist, sondern einen Seitenhieb nach dem anderen auf das moderne, das aufgeklärte Denken bietet.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.

Der Dichter besingt hier die Schönheit nicht in ihrer gewaltigen Harmonie, mit der auch Klopstock den Mond literarisch verarbeitet, sondern in ihrer Unheimlichkeit, abseits vom Alltagsgetöse, in der Einsamkeit des Betrachters.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmerung Hülle
So traulich und so hold.
Als eine stille Kammer,
Da ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Die stille Kammer ist die Camera obscura, die die großen Sorgen und Nöte des Tages auf den Kopf stellt und gar nicht mehr so schlimm erscheinen läßt. Sie dämpft das Licht – „Enlightment!“ zur Schummerstunde des Gefühls.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön.

So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht seh'n.

Das richtet sich nun an die sogenannten Empiristen, eine philosophische Richtung, die einzig aus dem Experimentieren Erkenntnisse über die Welt gewinnen wollen. Für sie kann ein halber Mond nicht rund sein, für sie bleibt er halb. Erst durch die Freude an der Schöpfung wird der halbe Mond auch rund und schön. Wer die Schönheit der Schöpfung mit seinem inneren Auge nicht erkennen kann oder will, lacht über diese Ungereimtheiten, lacht aber eigentlich nur aus der Unfähigkeit echten, umfassenden Erkennens heraus.

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Diese Botschaft richtet sich an die Theologen und Philosophen gleichermaßen: Die einseitige Beschränkung auf den Verstand, die die Aufklärung fordert, ist die Grundschuld dieser Zeit. Echtes Wissen hat nach Claudius ganz andere Dimensionen, und dazu gehört der Glaube ebenso wie jede Empfindung und das, was die Romantik später Herzensbildung nennen wird. Was soll die Konstruktion eines Gottes aus dem menschlichen Geist, die ja doch nur den Blick für den Gott der Kirche und der biblischen Christenheit verstellt: „Und kommen weiter von dem Ziel!“

Wer sich auf den Verstand reduziert und andere Begabungen nicht nutzen will, die Gott dem Menschen zum Erfassen seiner Welt mitgegeben hat, der muß zum Versager werden. Hier mag ihm, dem liebenden Familienvater, insbesondere jene trockene, auf rein juristische Basis abzielende Formulierung der Ehe nach Kant in den Sinn gekommen sein: „Die Ehe ist ein Vertrag zwischen zwei Menschen verschiedenerlei Geschlechts zum wechselseitigen Gebrauch ihrer Geschlechtsteile.“ Ein schlimmes Beispiel dafür, wie weit ein verselbständigter Intellekt danebengreifen kann!

Gott, laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n.
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein.

Nein, es reicht nicht, den bestirnten Himmel über sich und das moralische Gesetz in sich zu spüren. Fixpunkt am geistigen und geistlichen Firmament ist für Claudius Gott, und der kann nicht mit intellektuellen Klimmzügen begriffen, sondern will in kindlicher Unbefangenheit geglaubt und geliebt werden. Deshalb die ausdrückliche Bitte angesichts der Hybris des Geistes: „Laß uns einfältig werden!“

Einfalt: Sie bedeutet für Claudius nicht Dummheit. Einfalt ist auch der ganz normale Menschenverstand, der fordert, daß sich geistige Erkenntnis in der Erfahrbarkeit niederschlagen müssen, ja daß sie aus der Erfahrung abgeleitet werde: Erst wenn ich den Stein hundertmal habe fallen lassen, kann ich auf das Gesetz der Schwerkraft kommen. Erst wenn ich die Sonne hundertmal habe aufgehen sehen, darf ich hoffen, daß sie auch morgen wieder scheint.

Das alles aber, diese Einfalt, gilt nicht mehr in der Philosophie und der Theologie, die ins Theoretisieren und Spekulieren geraten ist. Nur in der Einfalt und in Dankbarkeit ist Gottes Nähe zu erfahren, sagt er. Claudius selbst erfährt dagegen tagtäglich die Gottesnähe und -liebe durch seine Familie, seine Freunde.

So legt euch denn, ihr Brüder
In Gottes Namen nieder.
Kalt weht der Abendhauch.
Verschon' uns Gott mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen
Und unsern kranken Nachbarn auch.

Geborgen in Gottes Schutz kann man der Nacht ruhig entgegenschlafen. Diese letzte Strophe ist ein wunderschönes Abendgebet, das in seiner letzten Zeile über eigene Nöte und eigenen Kummer hinausweist: Für den kranken Nachbarn wird Fürbitte gehalten in einer Zeit, in der es zwar schick ist, über Gott und die Welt nachzudenken, die aber arm ist an Beispielen für tätige Nächstenliebe.

Claudius braucht keinen Gottesbeweis für seine Theologie. Das Bewußtsein, daß Kirche sich über 1700 Jahre erhalten hat, und seine ganz persönliche Glaubensgewißheit sind ihm wichtiger als alles Theologisieren. Mit einer solchen Haltung hat er im aufgeklärten Zeitalter natürlich nur wenige Freunde, und sogar die wenigen, die er hat - wie beispielsweise Herder - bekennen sich nur insgeheim zu dieser Freundschaft und rücken in der Öffentlichkeit vom „Wandsbeker Boten“ ab.

Kirche – er sieht diese Gemeinschaft nicht in den engen konfessionellen Grenzen, obwohl er doch durch das Elternhaus entsprechend vorgeprägt ist. Frömmigkeit kann nach Claudius jedoch auch jemand gegenüber Gott entwickeln, der vom Christentum noch nie etwas gehört hat, wie sein Gedicht vom „Frommen Heiden“ lehrt. Darin erleidet die Familie eines Heiden eine schlimme Dürre, droht zu verhungern und zu verdursten. Doch der Vater zieht zu einem Altar. Weiter heißt es dann in diesem Gedicht von dem frommen Heiden:

Und zündete, da er ihn sah, sein Opfer kniend an.
O, lodre meinem Gott entgegen,
Erinnre ihn an mich und an mein Haus.
Wir sind in Not - da fiel ein starker Regen
Und löschete sein heilig Feuer aus.

Ihr, die ihr Christi Namen führet,
Und dieses Heiden Taten hört;
Seid eures großen Glückes wert,
Wißt, daß man Gottes Gunst verlieret,
Wenn man durch Kaltsinn ihn entehrt.

Die Kälte einer pathologischen Abteilung, in der kein Herz mehr schlägt, ist Claudius unheimlich, und diese Kälte schlägt ihm aus der eigenen Gegenwart immer wieder entgegen. Sein Herz schlägt für einen ganz persönlichen Gott. Ihm wird warm ums Herz, wenn er die Welt und ihre Schönheiten als Gottes Schöpfung genießt. Ihm wird auch warm ums Herz, wenn er sich wiederfindet im Glauben seiner Väter.

Die Kirche macht ihm dieses Wiederfinden schwer. Schwer wie in der Gegenwart, wo die evangelische Kirche ihren Gläubigen in nur einer Generation gleich drei grundlegende Änderungen zugemutet hat: ein geändertes Glaubensbekenntnis, ein geändertes Vaterunser und in jüngster Zeit ein neues Gesangbuch.

Ein neues Gesangbuch wird auch zu Claudius' Zeiten eingeführt, doch das Herz des Dichters hängt an den Gesängen, mit denen er groß geworden ist. So tritt er über diese Neuerung in Disput mit seinem selbsterdachten Vetter Asmus, mit dem er auch andere Probleme literarisch ventiliert. Dieser Asmus bekennt, daß er mit den altern Liedern Erinnerungen an Rat und Trost verbindet, und fährt fort:

„Und da pfleg' ich wohl bisweilen in der Kirche, wenn die Gemeinde nach der Verordnung singt, stillzuschweigen und im Herzen die alte Weise zu halten? Und da wollte ich nun gerne von dem Herrn Vetter wissen und vernehmen: ob das auch gegen den Respekt ist, den ich der Obrigkeit schuldig bin, und ob ich das mit gutem Gewissen tun kann; samt, wenn ich ganz allein und für mich bin: ob ich denn nur rein heraus frei singen darf?“

Auf diese Frage antwortet Claudius: „Die öffentliche Ordnung müßt Ihr nicht stören, Vetter; im Herzen könnt Ihr singen, wie Ihr wollt. Denn übers Herz hat die Obrigkeit nichts zu befehlen.“

Ein solches Christentum des Herzens, im eigenen Elternhaus erlebt und in der eigenen Familie fortgesetzt, möchte er auch seinen Kindern mit auf den Lebensweg geben. So schreibt er ein rührendes Vermächtnis an seinen Sohn Johannes. Es schließt mit den Sätzen: „Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu, und beweine mich nicht. Stehe Deiner Mutter bei, und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir. Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob Du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben!“

Nirgendwo bringt Claudius deutlicher als in diesem Vermächtnis seinen Glauben auf den Punkt: Christus ist der Stifter der Religion, und christlicher Glaube ist Erlösungsreligion. Er ist ein einsamer Rufer in einer Zeit, die diese elementaren Aussagen aus dem Blick verloren hat.